



Vielverdiener können innerhalb der 2. Säule individuell sparen

Eine Gesetzesänderung dürfte dazu führen, dass nun mehr Pensionskassen ihren Versicherten erlauben, massgeschneidert vorzusorgen. **Von Markus Städeli**

Wer hat, dem wird gegeben. Der Matthäus-Effekt gilt auch für die berufliche Vorsorge, wo Pensionskassen es Vielverdienern ermöglichen können, einen Teil ihres Vorsorgegeldes individuell anzulegen. In den Genuss dieser Regelung kommt im Prinzip jeder, der mehr als 126 900 Fr. pro Jahr nach Hause trägt. Allerdings nur, wenn die eigene Firma eine sogenannte 1e-Lösung unterstützt.

Diese unterscheidet sich eigentlich kaum von der freiwilligen 3. Säule: Die privilegierten Angestellten können zwischen bis zu zehn verschiedenen Anlagestrategien wählen und erhalten anstelle einer Rente für den versicherten Lohn über 126 900 Fr. später einmal das Kapital ausbezahlt.

Der grosse Vorteil für die Versicherten: Sie müssen mit ihrem Geld keine überhöhten Renten quersubventionieren, das heisst, die Rendite auf ihrem Kapital wird auch wirklich ihnen gutgeschrieben und nicht umverteilt.

Der grosse Vorteil für die Firmen: Sie können das Versicherungsrisiko auf den hohen Lohnanteilen ganz ihren Angestellten übertragen.

Die ganze Sache ist eigentlich nicht neu. Doch wegen einer Gesetzesänderung per 1. Oktober dürften künftig mehr Firmen bereit sein, 1e-Lösungen einzuführen. Denn nun können sie den Versicherten beim Austritt aus der Vorsorgeeinrichtung nicht nur einen höheren Anlageertrag, sondern werden auch einen allfälligen Verlust mitgeben. «Ein paar Kassen bieten 1e-Lösungen schon seit über

Der grosse Vorteil für die Versicherten ist: Sie müssen mit ihrem Vorsorgegeld keine überhöhten Renten quersubventionieren.

zehn Jahren an. Sie haben sich damit arrangiert, dass sie ihren Versicherten beim Arbeitgeberwechsel bisher Verluste nur bis zur Freizügigkeitsleistung mitgeben konnten», sagt Lukas Riesen, Partner beim Beratungsunternehmen PPCmetrics. «Dieses Risiko war eher gering und wurde durch Reserven abgedeckt.» Dennoch ist sich Riesen sicher, dass viele Firmen nun neu über eine Einführung von 1e diskutieren werden. «Die meisten werden das Thema aber wieder verwerfen, denn die Schwelle ist mit rund 127 000 Fr. so hoch angesetzt, dass nur wenige Angestellte substanzial davon profitieren. Bei einem KMU mit 150 Angestellten sind das vielleicht fünf bis sieben Personen.»

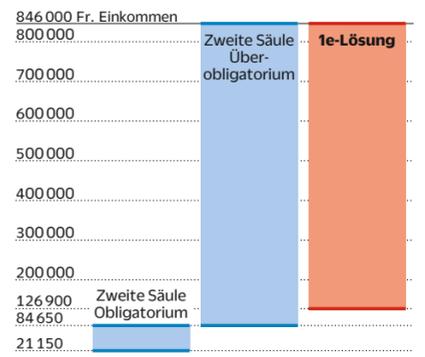
Eine Frage der Umverteilung

«Für grosse Firmen mit vielen gutverdienenden Angestellten ist 1e sicher eine verlockende Lösung», sagt Riesen. «Vor allem, wenn sie internationale Buchführungs-Standards ver-

Treffpunkt der Privilegierten: Der Snow Polo World Cup. (St. Moritz, 28. Januar 2017)

Vorsorge ab 127 000 Franken

Die Systematik der 2. Säule, abgestuft nach Lohn



Quelle: BSV

wenden. Meist kommt der Anstoss dazu vom Finanzchef, der sich an den Verpflichtungen in der Bilanz stört.» Es seien kaum je die Angestellten, die nach 1e fragten. «Wenn die Umverteilung in der 2. Säule aber nicht bald gestoppt wird, könnte sich das auch einmal ändern», fügt Riesen an.

Eine Firma, die 1e-Lösungen anbietet, ist Albin Kistler. Der unabhängige Vermögensverwalter hat sich über die Jahre einen guten Leistungsausweis erarbeitet. Für 1e spannt er mit der Vorsorgestiftung Liberty zusammen, die für Administration, Buchhaltung und Reporting verantwortlich ist. «Bei 1e gibt es weniger Vollösungen wie sonst in der 2. Säule. Die Firmen können die besten Anbieter miteinander kombinieren – und diese bedarfsweise wieder wechseln», sagt Rico Willi, der stellvertretende Chef von Albin Kistler.

Gefahr der Entsolidarisierung

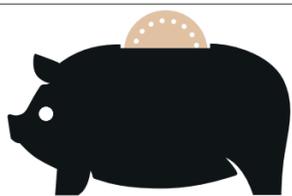
Der grosse Vorteil von 1e-Plänen sei, dass mit ihnen sehr individuell auf das jeweilige Risikoprofil eingegangen werden könne, unter Berücksichtigung der ganzen Vermögenssituation, sagt Willi. Je nach Lebensphase, wenn man eine Scheidung hinter sich hat, ein Haus kauft oder der Ruhestand näher rückt, ist die Risikoneigung unterschiedlich – und man kann die Strategie wechseln.

Viele Versicherte in dieser Einkommensklasse sollten einen höheren Aktienanteil wählen, als sie ihn in ihrer Pensionskasse haben. «Für die meisten Leute stellt die Pensionskasse den grössten Anteil des Vermögens dar, und sie hat aufgrund der Leistungsversprechen das Risiko-Rendite-Profil einer Anleihe», sagt Benjamin Schoch, Leiter Asset Management bei Albin Kistler. «Deshalb ist es meist sinnvoll, bei einer 1e-Lösung einen hohen Aktienanteil zu wählen.»

Die Firma ist sich bewusst, dass 1e ein Nischenprodukt bleiben wird. «Die Entscheidungsträger der grossen Pensionskassen sind oft skeptisch und sehen die Gefahr einer Entsolidarisierung der Gutverdiener – ausser es gibt bereits separate Kaderlösungen», sagt Willi. «Homogene Firmen wie Anwaltskanzleien, Treuhänder oder Arztpraxen stellen für uns deshalb das grösste Potenzial dar.»

Immerhin sind die meisten Menschen bereits mit den Produkten vertraut: «Die Anlagelösungen von Banken und Versicherungen im Bereich 1e sind meist identisch mit jenen für die 3. Säule», sagt Schoch.

Ein günstiges 3a-Produkt mit 97 Prozent Aktien!



Geldspiegel
Markus Städeli

Eigentlich ist die Formel für eine erfolgreiche Altersvorsorge denkbar einfach. Wer später einmal über genügend Angespartes verfügen will, muss möglichst früh möglichst viel auf die hohe Kante legen. Aber nicht irgendwie: Einen möglichst hohen Teil seines Vorsorgekapitals sollte man in Aktien stecken und das bei möglichst tiefen Verwaltungskosten. Natürlich können die Aktienmärkte heftig schwanken. Doch wer während Jahrzehnten spart, braucht sich um das Auf und Ab an den

Börsen erst ein paar Jahre vor dem Kapitalbezug Gedanken zu machen. Dividendenpapiere schlagen Festverzinsliche langfristig eigentlich immer.

Nur: Unser Vorsorgesystem trägt dieser Binsenwahrheit in keiner Form Rechnung. Weil die Pensionskassen jährlich darlegen müssen, dass das vorhandene Kapital die Leistungsversprechen deckt, sind sie genötigt, ein Grossteil des Kapitals in renditefreie Anleihen zu investieren – aus dem alleinigen Grund, weil deren Kurse weniger stark ausschlagen. Und selbst in der 3. Säule, wo diese Einschränkungen eigentlich nicht gelten, dominieren Wertschriften-Sparprodukte, die maximal die Hälfte des Fondsvermögens in Aktien anlegen. Dazu schmälern hohe Gebühren auf den meist ziemlich mittelmässigen Anlagevehikeln der Marke Eigenbau die Rendite empfindlich.

Seit zwei, drei Jahren kommt zum Glück etwas Bewegung in die verkrustete Branche: Immer mehr Anbieter schrauben den Aktienanteil ihrer 3.-Säule-Produkte hoch und setzen auf günstigere passive Fonds. Neu gibt es einen Anbieter, der diesbezüglich in einer eigenen Liga spielt: Die Firma Viac

bietet 3.-Säule-Produkte an, die je nach Strategie bis zu 97% in Aktien anlegen und gleichzeitig äusserst preisgünstig sind: Die Gesamtkosten (inklusive Produktegebühren für Indexfonds) betragen bei der Tranche mit dem höchsten Aktienanteil 0,55%. Die teuerste Variante (ein nach nachhaltigen Kriterien angelegtes Portefeuille mit 97% Aktien) kostet jährlich 0,72%.

Zwar handelt es sich bei Viac um ein Jungunternehmen. Weil dieses aber mit einer etablierten Vorsorgestiftung zusammenarbeitet, jener der WIR-Bank, tangiert dieser Umstand die Sicherheit der eingelegten Gelder überhaupt nicht.

Erfrischend ist zudem, dass Viac in ihren Strategien auf die momentan gänzlich unattraktiven Anleihen verzichtet. Wer sich zum Beispiel für eine konservative «Schweiz 20»-Strategie entscheidet (Gesamtkosten von 0,17%), investiert 20% in Aktien, 10% in Immobilien und 2% in Gold. Der Rest wird in Cash gehalten. Die Firma verspricht, dass der rein digitale Eröffnungsprozess in zehn Minuten abgeschlossen werden könne. Dabei muss ein Foto der ID bzw. des Passes hochgeladen werden.

Die schlechteste Woche hatte...

Sergio Ermotti, UBS-Chef



UBS-Chef Sergio Ermotti ist derzeit auf Tournee durch die Fettnäpfe, in die man als Topbanker so treten kann. Ende Oktober drohte er, dass die UBS wegen der zunehmenden Regulierung die Schweiz verlassen könnte. Damit verärgerte er das halbe Land. Die Schweizer mussten 2008 mit ihren Steuergeldern für die UBS garantieren. Damit sorgten sie dafür, dass die Bank gerettet wurde und heute überhaupt

noch existiert. Nun hat sich Ermotti an einer Veranstaltung in London mit Sir Paul Tucker angelegt, dem ehemaligen Vizepräsidenten der Bank of England. Tucker hatte die Höhe der Bankerboni kritisiert. Diese müssten angesichts schwindender Einnahmen der Banken sinken. Ermotti echaufferte sich und brachte das Neidargument: Diskussionsnen um Bonuszahlungen würden von Leuten geführt, die womöglich «mit ihrem Lohn unzufrieden» seien. Und er wiederholte die altbekannte Begründung, dass die Banken so hohe Löhne zahlen müssten, damit Talente nicht abwanderten. Ermotti bezog vergangenes Jahr 13,7 Mio. Fr. von der Grossbank. (mju.)